

## Lust aufs Feld

Christine Burckhardt-Seebaß

### Einleitung

Wer sich der Wissenschaftlerin Eugenie Goldstern nähert, dem wird zuerst ihre intensive ethnographische Reisetätigkeit auffallen. Zwar führten ihre Untersuchungen sie nur in die europäischen Alpen, aber es eignete ihnen, für eine junge Frau aus gebildetem, wohlhabendem städtischen Milieu, doch ein gewisser Expeditionscharakter. Darin erweist sich die Forscherin als Erbin der berühmten weiblichen Forschungsreisenden des 19. Jahrhunderts,<sup>1</sup> charakterisiert sie in der planvollen und zielgerichteten Art ihres Vorgehens aber auch als Angehörige jener Generation, die (in der Formulierung von Vera Deissner<sup>2</sup>) die Paradigmatisierung des Fachs erlebte und mittrug. Eine Paradigmatisierung, die in der Frage, wie neues Wissen entsteht und wozu, sich immer deutlicher von derjenigen der Völkerkunde abhob. Dort begann ja die Feldforschung, als direktes In-Beziehung-Treten und umfassendes mitlerlebendes Wahrnehmen des Fremden, sich zum Königsweg der Erkenntnisgewinnung zu entwickeln.

Die Vertreter der Volkskunde dagegen brauchten, etwas polemisch gesagt, Belege für Erkenntnisse, die sie vermeintlich schon hatten, die es zu ordnen und zu verknüpfen galt, die sie aber nicht selbst sammelten, sondern sammeln ließen. Das implizierte eine hierarchische Arbeitsteilung, und verbunden mit der verbreiteten geringen Einschätzung weiblicher Intellektualität führte es dazu, dass Männer kaum, dafür aber recht viele Frauen ins Feld gingen.<sup>3</sup> Es deutet viel

---

1 Aus der reichen Literatur dazu sei für den ersten Überblick dazu erwähnt: Netzley, Patricia D.: *The Encyclopedia of Women's Travel and Exploration*. Westport 2001.

2 Deissner, Vera: *Die Volkskunde und ihre Methoden. Perspektiven auf die Geschichte einer ‚tastend-schreitenden Wissenschaft‘ bis 1945*. Mainz 1997 (= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, Bd. 21), bes. Kap. 5.

3 Vgl. Burckhardt-Seebaß, Christine: *Spuren weiblicher Volkskunde*. In: *Schweiz. Archiv f. Volkskunde* 87, 1991, bes. S. 218f.

darauf hin, dass sie dies mit Lust, Interesse und Überzeugung taten und keineswegs als minderwertige Arbeit betrachteten. Eugenie Goldstern ist insofern keine Ausnahmerecheinung; für sie, die an der Schwarzmeerküste aufgewachsen war, gilt aber, dass eine andere Erfahrung mit Fremde ihr Leben zusätzlich bestimmte (die ethnographische Tätigkeit vielleicht auch erleichterte): diejenige der eigenen Emigration. Sie teilte sie übrigens mit dem älteren Franz Boas und dem gleichaltrigen Bronislaw Malinowski wie mit der jüngeren Lucie Varga. Ich nenne diese wenigen Namen nicht so sehr deshalb, weil zwei von ihnen ebenfalls zu Menschen jüdischer Herkunft gehören, sondern weil allein damit schon die Spannweite ethnographischen Arbeitens und Denkens im Zeitraum weniger Jahre angedeutet ist. Insofern wird meine Darlegung nicht nur dem Kontext, sondern einmal mehr und nochmals auch dem Text, d.h. den Forschungen von Eugenie Goldstern und ihrer Person, von der wir doch so wenig wissen, gelten müssen. Was waren ihre Ziele, was ihr Ertrag, wo allenfalls stieß sie an ihre Grenzen, und wie schreibt sich dies der tragischen Bilanz ihres Lebens ein. Dabei die Balance zwischen Relativierung und Stilisierung zu finden, ist – das sei vorausgeschickt – nicht leicht, da es sich nicht nur um den einmaligen, unverwechselbaren Menschen E. G. handelt, sondern in mehrfacher Hinsicht auch um eine Figur, ein Produkt jenes Zeitabschnitts und eine Projektionsfläche Heutiger. Gerade deshalb aber scheint mir der Versuch legitim und wichtig.

### *Wohin?*

Gemäß den Recherchen Ottenbachers<sup>4</sup> kommt Eugenie Goldstern 1905, mit 21 Jahren, definitiv nach Wien. Sie bringt eine sorgfältige Erziehung und sehr gute Sprachkenntnisse mit, hat aber vorher offenbar ein ausschließlich häusliches Leben geführt, und dies bleibt zunächst so, denn auch Nachhilfestunden und kleine Übersetzungen, mit denen sie sich etwas Geld verdient, führen nicht eigentlich in die berufliche Welt hinaus. 1910, mit 26 Jahren, entschließt sie sich zu studieren, wie mehrere Brüder und auch eine Schwester, was aber für eine junge Frau ihrer Generation noch keineswegs ein leichter und im weiteren Sinn erfolgversprechender Weg ist, zumal ihr russischer Schulabschluss nicht anerkannt wird, sie also auch nicht promoviert werden könnte. Dazu ist

<sup>4</sup> Ottenbacher, Albert: Eugenie Goldstern. Eine Biographie. Wien 1999.

das von ihr gewählte Gebiet universitär noch nicht wirklich etabliert und reichlich diffus. Also weiterhin das Leben einer (nicht mehr ganz jungen) höheren Tochter? Wohl doch nicht. Sie scheint ein ihr Gemäüßes in der Volkskunde zu erkennen und ist offensichtlich auch beeindruckt von der Person Michael Haberlands, der Züge einer Vaterfigur für sie bekommt. Sie tritt dem Verein für Volkskunde bei und entdeckt das Museum, lernt so auch Sammlungsprinzipien und, wenn nicht eine konsistente Theorie, so doch ein spätevolutionistisches Forschungskonzept kennen: dass Dinge von heute, mit ethnographischen Methoden in abgelegenen Gebieten gesammelt und dokumentiert, auf Uralters zurückweisen und damit Menschheitsentwicklungen veranschaulichen könnten. So geht sie – offenbar allein – auf Exkursion, wie man überhaupt den Eindruck gewinnt, dass sie das fragmentarische Ausbildungsangebot selbständig zu ergänzen sucht, durch Kontakte, Lektüre und unmittelbare Anschauung. Ein verwandtschaftliches Netz über mehrere Länder hinweg und ausreichende finanzielle Mittel dürften ihr das erleichtert haben. Die erste Reise führt 1912 ins Wallis, wo seit längerem auch Leopold Rütimeyer mit einem sehr ähnlichen Ansatz forscht, ohne dass aber, wie Werner Bellwald festgestellt hat,<sup>5</sup> noch Kontakte zu ihm bestehen. Man scheint das Wallis eben auch in nicht-akademischen Kreisen für ein lohnendes Gebiet einer (in der begeisterten Ausdrucksweise des Gelehrten) „ursprünglichsten Menschheit“<sup>6</sup> zu halten, und bei einer Dame vom Stand Eugenie Goldsterns können wir auch literarische Reminiszenzen an Rousseau (der das Val d’Illiez noch furchterregend fand), Goethe und andere annehmen. Auffallend ist, dass die Walliser Monographien F. G. Steblers, die bereits erschienen waren (darunter eine über Tessel, die also keineswegs, wie Ottenbacher meint, eine Entdeckung Goldsterns waren), sich nicht zitiert finden. In jener Zeit gelingt es Frau Goldstern aber, in Beziehung zu Arnold van Genep zu treten, ein Kosmopolit wie sie, der dank eines mehrjährigen Aufenthalts in Tschenstochau auch das östlichere Europa, aus dem sie kam, kennt. Er darf, neben Vater und Sohn Haberlandt und wohl auch Rudolf Trebitsch, als wichtigste Person für ihre wissenschaftliche Entwicklung gelten, obwohl er eine ganz andere Richtung vertritt. Wie der Kontakt zustande kommt, ist leider nicht bekannt. In Frankreich ist der Gelehrte marginalisiert. Die einflussreiche Gruppe um Marcel Mauss

5 In diesem Band, S. 185–212.

6 Leopold Rütimeyer, zitiert von seinem Reisegefährten Fritz Sarasin; Bellwald (wie Anm. 5), Anm. 7.

verhindert seine Rezeption auf Jahrzehnte hinaus, nicht nur im französischen Sprachgebiet. Als bedeutsam und interessant gilt er dagegen in jenen Jahren in der Schweiz, wo er 1912–1915 sogar eine (seine einzige) Professur innehat. Bekannt ist er mit dem Basler Gelehrten Eduard Hoffmann-Krayer, Haupt der wissenschaftlichen Volkskunde in der Schweiz. Die „Rites de passage“ wurden von ihrem Erscheinen weg (1909) dort immer gelesen. Mit Hoffmann-Krayer, der auch die Wiener Kollegen persönlich kennt, kommt Eugenie Goldstern offenbar ebenfalls in Kontakt, wenn diese Beziehung auch aus nicht rekonstruierbaren Gründen konfliktreich zu verlaufen scheint und bald total abbricht. Jedenfalls findet die angehende Forscherin, vielleicht trotzdem über Basel, den Weg zum Besuch bei van Gennep in Neuchâtel und später in Paris, zu beider Nutzen. Er, der im Savoyischen aufgewachsen ist und das Hauptgewicht seiner Forschung mittlerweile auf das Volksleben Frankreichs und das Gebiet seiner Jugend verlegt hat, weist sie auf die Maurienne, den südlichsten, ans Piemont angrenzenden Teil der Savoie, hin. Er braucht noch Gewährsleute für seine geplante große Regionalvolkskunde und traut diese Aufgabe der Wiener Studentin offenbar zu. Diese wählt daraufhin das Dorf Bessans am oberen Ende des Arc-Tals, zu Füßen des Mont-Cenis, als Standquartier aus. Wie weit van Gennep sie instruiert, auf Wichtiges aufmerksam macht, ihr seine Vorstellungen von Riten als sinn- und ordnungsstiftenden Abläufen erklärt, ob er sie mit seinem sicher bereits konzipierten, wenn auch noch nicht gedruckten Questionnaire<sup>7</sup> ausrüstet, wissen wir nicht. Die von Klaus Beitzl edierten Aufzeichnungen über die rites de passage in einigen Dörfern der Maurienne<sup>8</sup> sind vermutlich nach dem ersten Aufenthalt in Bessans entstanden, sie sind freier und lebendiger im Stil als der Text der Dissertation, und van Gennep erwähnt ihre Mitarbeit (übrigens als fast einzige Frau) dankbar und respektvoll.<sup>9</sup>

7 van Gennep, Arnold: *En Savoie. I* (einziger Bd.) *Du berceau à la tombe. Chambéry* 1916, préface p. 7–11.

8 In extenso: Beitzl, Klaus: *Des ethnotextes inédits d'Eugénie Goldstern. Notes sur les coutumes de sept communes de Maurienne (Savoie) datées de l'année 1914.* In: *Fondateurs et acteurs de l'ethnographie des Alpes. Grenoble* 2003 (= *Le Monde alpin et rhodanien* 2003. In Auszügen und deutscher Übersetzung: Beitzl, Klaus: *Eugenie Goldstern (1884–1942). Verlobungs-, Hochzeits- und Bestattungsbräuche in der Maurienne (Savoyen), Frühling/Sommer 1914.* Hinterlassene Schriften, bearbeitet und ‚restituiert‘. In: Raphaël, F. (Hg.): *„... das Flüstern eines leisen Wehens“.* Beiträge zur Kultur und Lebenswelt europäischer Juden (FS Utz Jeggle). Konstanz 2001, 171–191.

9 van Gennep (wie Anm. 7), S. 13.

Man fragt sich, ob Frau Goldstern die Unterschiede und teilweisen Widersprüche zwischen den Ideen und Forderungen ihrer verschiedenen Ratgeber bemerkt und bewusst die Wahl für den Wiener Standpunkt trifft. Wir wissen es nicht, ich bezweifle es allerdings. (Wenn die eben erwähnten Aufzeichnungen auch präzise der Frageliste von Genneps folgen, ist von seinen Intentionen doch nichts zu finden.) Jedenfalls geht sie nach Bessans, um dem Haberlandtschen Wunsch nach einer vergleichenden und kommentierenden Sammlung alpiner, als urtümlich geltender Museumsobjekte nachzukommen und sich damit als fähige Schülerin und kompetente Forscherin auszuweisen. (Was eigentlich verglichen werden soll, ist also nicht alpine materielle Kultur als solche mit einer anderen, sondern, wie Bernd-Jürgen Warneken treffend bemerkt, einzelne *survivals*.<sup>10</sup>)

### *Feldfrüchte*

Wenn Werner Bellwald von Leopold Rütimeyer sagt, ohne Objekte sei keine einzige seiner kulturwissenschaftlichen Arbeiten denkbar,<sup>11</sup> so gilt das in fast ebensolchem Mass für Eugenie Goldstern. Sie verfasst „inventarische Beschreibungen“<sup>12</sup> wie viele andere in jenen Jahren auch, aber doch mit unübersehbarem Akzent auf den Dingen, allerdings auch sehr zurückhaltend mit „ur-ethnographischen“ Deutungen. Solche sind nicht eigentlich ihre Sache. Einzigartig ist jedoch ihre visuelle Dokumentation, die von ihr gemachten Photographien und illustrierenden Skizzen. Und festzuhalten ist, dass sie sich der ungewöhnlichen Feldsituation jeweils vollkommen gewachsen zeigt. Die nicht mehr ganz junge, bislang städtisch lebende Dame vermag sich einzufinden in unbekannte, sprachlich, klimatisch und im alltäglichen Umgang ungewohnte Lebenswelten und Denkweisen. Sie packt die Dinge unerschrocken an, vermag sich rasch Respekt zu verschaffen oder Sympathie zu gewinnen und die Leute (auch die Kinder im Spielzeugaufsatz) reden, berichten, erklären zu lassen.

---

10 Warneken, Bernd-Jürgen: *Volkskundliche Kulturwissenschaft als postprimitivistisches Fach*. In: ders., K. Maase (Hg.): *Unterwelten der Kultur*. Wien, Köln 2003, S. 125

11 In diesem Band, S. 185–212.

12 Den treffenden Ausdruck habe ich bei Ueli Gyr gefunden: *Feldforschung in der Schweizer Volkskunde*. In: *An Adventurer in European Ethnology (FS Bo Lönnqvist)*. Jyväskylä 2001, S. 122.

Das Alleinsein scheint ihr nichts weiter anhaben zu können (oder ihr keine Bemerkung abzunötigen). Sie schweigt sich auch aus darüber, wie sie mit den gesellschaftlichen Beschränkungen, die ihr ihr Geschlecht auferlegt – in den Alpendörfern sicher nicht weniger als in der Großstadt – fertig wird. Das Unternehmen in Bessans und anderswo, der Mut, die Zähigkeit und gleichzeitige persönliche Bescheidenheit, mit der es, allen Widrigkeiten, Entbehrungen, institutionellen und professionellen Behinderungen zum Trotz, durchgeführt wurde, verdient hohen Respekt. Ihre Ausführungen sind knapp, aber informationsgesättigt, schnörkellos nüchtern. Man ist versucht zu sagen, dass sie sich eines männlich-rationalen Stils befleissigt (demgegenüber viele Kollegen emphatisch-sentimental wirken) und jede emotionale Regung vermeidet. Sie hält sich an die beobachtbaren Fakten und Handlungen, ohne weitere Fragen. Ihre Gesprächspartnerinnen und -partner bleiben unsichtbar, unhörbar, namenlos, Typen oder Rollenträger, nicht Individuen. Wir lesen nur über sie, wobei sich auch die von ihnen schreibende Autorin völlig zurücknimmt, im Unterschied zu vielen Heutigen, die gerne von sich sprechen und ihre Meinungen und Einsichten anbringen. Einzig in den Vorworten (sozusagen die Achillesferse in etwas, das an einen Panzer erinnert) erscheint die Forscherin als Ich, sie gedenkt mit Wärme ihrer lieben Freunde in Bessans<sup>13</sup> und gebraucht auch einmal Worte wie freundlich oder fröhlich.

Wir können sie nicht mehr fragen, ob diese ihre Haltung als Wille zu Diskretion und respektvoller Distanz den Erforschten gegenüber zu deuten ist oder als Nichts-Anderes-Wissen, ob sie sich Gedanken über ihre Einstellung und ihr Vorgehen macht und dazu irgendwie angeleitet wurde. Vielleicht wüsste sie so wenig dazu zu sagen wie manche ihrer Zeitgenossen, die einfach ins Feld gingen, ohne dabei ein Problem zu sehen, zumal das Materialsammeln, wie erwähnt, ohnehin als vor und untergeordnete Tätigkeit, nicht als eigentlich wissenschaftliche Arbeit gilt. Eugenie Goldstern allerdings nimmt, so scheint mir, ihre Arbeit ernsthaft als eine durchaus wissenschaftliche wahr. Immerhin hatten vor 1910 schon einige Forscher auch erste Anleitungen publiziert.<sup>14</sup> Vera Deissner weist ausserdem darauf

---

13 Vorwort zu: Hochgebirgsvolk in Savoyen und Graubünden. Ein Beitrag zur romanischen Volkskunde. Wien 1922, S. 4.

14 Dazu Göttisch, Silke: Feldforschung und Märchendokumentation um 1900. In: Zeitschr. f. Volksk. 87, 1991, S. 1–18.

hin, dass, auch ohne diese, alle in jener Zeit auf Feldforschung Ausziehende ungefähr gleich vorgingen, dass es also so etwas wie ein common knowledge gegeben haben muss, allerdings nicht mehr, da ihrer Meinung nach eine Gesellschaft wie die deutsche, die „nationalistisch, illiberal, irrational und kulturpessimistisch“ war,<sup>15</sup> nichts anderes wollte, als es die gewünschten Ansammlungen von Relikten hergaben. Wenn dahinter noch dazu, wie bei Michael Haberlandt, das Interesse am Äufnen einer Museumssammlung steht, so kann man wohl annehmen, dass auch das Wiener wissenschaftliche Umfeld von Eugenie Goldstern so aussieht, von dem sie sich, explizit jedenfalls, nicht absetzt, das sie also wohl, in unideologisch-naiver Weise vielleicht, akzeptiert.

### *Gleichzeitig ungleich*

Michael Haberlandt hat als Orientalist und Völkerkundler angefangen, als (Armsessel-)Erforscher von weit Entferntem also. Immer deutlicher lässt er aber erkennen, dass es, seinem evolutionistischen Denken zufolge, die urbane westliche, genauer deutschstämmige Welt (und ihre academia) ist, die den Gipfel der Entwicklung darstellt, und der Kulturvergleich dient nur dazu, diese Überlegenheit gegenüber allen anderen sichtbar werden zu lassen. Selbst die derbere Kultur der deutsch-österreichischen Alpengebiete habe eine gesellschaftsgeschichtliche Höhe erreicht, die die steckengebliebene (bäuerliche) Kultur etwa Ost- oder Südosteuropas weit übertreffe. So in seinem Beitrag zum Sammelwerk „Österreich, sein Land und Volk und seine Kultur“ von 1927.<sup>16</sup> Eine merkwürdige Rangordnung für den Direktor eines volkskundlichen, dazumal vor allem bäuerliche Objekte sammelnden Museums in einem Land, das kurz vorher noch weit in den europäischen Osten gereicht hatte. Aufschlussreich auch deshalb, weil daraus keinerlei Gespür für fremde Denkart und Lebensgestaltung sichtbar wird. Ohne diesen einen Beleg für das Ganze nehmen zu wollen, ist es doch schwer vorstellbar, dass er bei seinen Studierenden den Sinn für geistige, religiöse und soziale Zusammenhänge weckte und sie auf historische und machtpolitische Implikationen aufmerksam machte – sie finden sich auch in Eugenie Goldsterns Texten nicht einmal angedacht.

---

<sup>15</sup> Deissner (wie Anm. 1), S. 165, unter Berufung auf Jörn Rüsen.

<sup>16</sup> Erschienen Wien und Weimar 1927, S. 210.

Van Gennep, zunächst sich ebenfalls als Ethnologe verstehend, ist dagegen keinem evolutionistischen, sondern einem prozesshaft-historischen und systematisierenden Forschungsansatz verpflichtet, darin seinen Pariser Widersachern nicht unähnlich. Er denkt soziologisch an eine geschichtete Gesellschaft mit unterschiedlicher Dynamik. Damit blieb er aber zu seiner Zeit ohne Wirkung.

Gleichzeitig entwickelte sich jedoch in der angelsächsischen Ethnologie, wie erwähnt, ein neues Paradigma, das (jedenfalls in den Augen seiner Adepten) geradezu als Begründung einer neuen akademischen Disziplin galt<sup>17</sup> und den „Gang ins Feld“ zum methodologischen Zentrum machte. Wenige Monate, nachdem Eugenie Goldstern erstmals nach Bessans reiste, begann Bronislaw Malinowski seine Forschungen in Neuguinea. Das völkerkundliche Interesse hatte bei ihm, der eigentlich studierter Physiker und Mathematiker war, erst die Lektüre des „Golden Bough“ von J. G. Frazer geweckt, jener Bibel des Tylorschen folkloristischen Evolutionismus. Sie stand sicher auch in der Wiener Bibliothek. Nicht allein deshalb scheint es mir nicht völlig abwegig, die Beschäftigung mit dem savoyischen Bergdorf mit jenem (fast lebenslangen) um die Trobriand-Inseln zu vergleichen. Als Forschungsvorhaben war die Reise der Dame aus Odessa derjenigen ihres Jahrgängers aus Krakau insofern nicht so unähnlich, als beide lange, isoliert von ihrer gewohnten Umwelt (Eugenie Goldstern vielleicht sogar mehr als Malinowski, der das zwar später als methodisches Gesetz formulierte, aber immer wieder Post von daheim bekam und schrieb),<sup>18</sup> am gewählten Ort blieben, fleissig und systematisch ihre Umgebung erkundeten und sehr darauf achteten, sich in der Sprache ihrer Gegenüber zu verständigen. Das Paradigma Feldforschung im modernen Sinn haben beide, wenn man so will, gelebt, vielleicht sogar erlebt, aber umso größer ist der Unterschied in Absicht und Ertrag. Dem Mann gelingt es, die „Anatomie“ der fremden Kultur zu verstehen und ihre Organisationsprinzipien herauszuarbeiten (was deutschsprachigen Volkskundlern und Volkskundlerinnen noch sehr lange gar nicht als Aufgabe in den Sinn gekommen wäre), vor allem aber die Handlungen, Einstellungen und

---

17 Kohl, Karl Heinz: Bronislaw Malinowski (1884–1942). In: Marschall, W. (Hg.): *Klassiker der Kulturanthropologie*. München 1990, S. 230f., mit Berufung auf E. Leach.

18 Vgl. Malinowski, Bronislaw: *Ein Tagebuch im strikten Sinn des Wortes*. Neuguinea 1914–1918 (1967) Frankfurt am Main 1985.

Sinneinterpretationen der Menschen, zusammen mit den Ausdrucksformen, die sie dafür haben, als funktionale Einheit wahrzunehmen und zu analysieren. Er schafft damit ein neues wissenschaftliches Genre: die auf teilnehmender Beobachtung beruhende Monographie einer Gruppe oder Ethnie in der Totalität ihrer Lebensbezüge. Die Dissertation von Eugenie Goldstern ist dagegen, pointiert gesagt, das Ausmalen eines weissen Flecks auf der ethnographischen Landkarte mit den seinerzeit üblichen Farben. Sie wächst nirgends über die Vorgaben hinaus, ausser – und dies verdiente eine eingehendere Würdigung – in ihren, einzelnen Situationen gewidmeten, Photographien, die intensivere und differenziertere Auslegungen ermöglichen würden als der Text es tut.<sup>19</sup> Wer die Autorin emanzipiert nennen wollte, würde verkennen, dass dies für sie nur in einem tragischen Sinn gelten kann: auf sich selbst gestellt in ihrem Tun, aber nicht frei, sondern in jeder Hinsicht abhängig. Bot, um den Titel dieses Beitrags nochmals aufzugreifen, das Feld da Lust? Als eine Phase selbstgewählter und selbstverantworteter Betätigung und als Beweis der eigenen Leistungsfähigkeit und des Geschicks im Umgang mit anderen Menschen wohl schon, und lustvoll war vielleicht auch die geheime Hoffnung, damit Anerkennung und Bestätigung von aussen, Erfolg und die Chance für berufliches Weiterkommen zu gewinnen. Hingegen vermag ich keine Tendenz zu zivilisationskritischem Eskapismus oder Modernemüdigkeit feststellen, keine Sehnsucht nach einer einfacheren, heimatlicheren Gegenwelt, wie sie mit Malinowski im Verborgenen, mit Michel Leiris und Claude Lévi-Strauss und anderen ganz explizit mitreiste.<sup>20</sup> Frau Goldstern registriert, urteilt aber nicht.

Man könnte versuchen, dies als Geschlechterdifferenz zu deuten. Die Frauen jener Generation, denen die Mitwirkung an Politik und Wirtschaft versagt war, hatten keinen Grund, an der fortschreitenden Modernisierung zu zweifeln, da sie höchstens zu gewinnen, nichts aber zu verlieren hatten. Sie standen ohnehin am Rand, verdammt zum Zuschauen, manche mit schärferem, kritischerem Blick für Abhängigkeiten und krisenhafte Veränderungen als derjenige unserer Autorin, der primär auf die alten Sachen gerichtet war. Meist offenbaren

19 Man mache sich bloss einmal daran, die Photographie von der Schlittenpartie (Tafel X Abb. 3), die dem Österreichischen Museum für Volkskunde als Weihnachtsskizze 2004 diente, auf Geschlechterverhältnis, Körperbewusstsein oder Kleidungsweisen hin zu betrachten.

20 Vgl. Stagl, Justin: *Feldforschungsideologie*. In: Fischer, H. (Hg.): *Feldforschungen*. Berlin 2000, S. 267–291.

das schon die ersten Sätze. Die Berner promovierte Hebraistin Hedwig Anneler (die „natürlich“ keine Arbeit findet) fährt im Winter 1912, ein Jahr vor dem Aufbruch Eugenie Goldsterns nach Savoyen, erstmals ins Lötschental, wo sie, zusammen mit ihrem Bruder Jahre verbringen wird. Im Unterschied zu Eugenie Goldstern, die am Ende der Schlittenfahrt, bei der Ankunft am neuen Ort, zu ihrer Überraschung jugendlicher Fröhlichkeit begegnet, schildert Frau Anneler diese Fahrt als Initiation in eine bedrohliche und bedrohte fremde Welt, bestimmt durch die Macht der Kirche und die Gefahren der Natur, die die Menschen zusammenrücken lassen.<sup>21</sup> Im Vergleich zeigt sich hier übrigens die eklatanteste Lücke in der Goldsternschen Monographie: die Sphäre des Glaubens und auch des magischen Denkens und Handelns (das in den Berichten der älteren Marie Andree-Eysn, die auch ins Gebirge ging und Objekte sammelte,<sup>22</sup> wie in der Volkskunde überhaupt und auf lange Zeit hinaus, ein Hauptthema bildet) wird nicht berührt. Es ist wohl kaum eine Unterstellung, wenn wir das so lesen, dass es für Frau Goldstern ohne Gewicht war. Vielleicht hatte sie in ihrem persönlichen Leben Religiosität (welcher Religion auch immer) nie kennengelernt. Wie sich rechtliche und ökonomische Zusammenhänge auf das Handeln und Empfinden der Menschen auswirken und unterschiedliche Mentalitäten hervorbringen können, entwickelt Maria Bidlingmaier (auch sie auf Grund von langer teilnehmender Beobachtung) in ihrer Dissertation,<sup>23</sup> die mit dem nüchtern-knappen und doch wie ein Fanfarenstoss wirkenden programmatischen Satz beginnt: „Es handelt sich um die Bäuerin in Württemberg.“ Und Lucie Varga, 20 Jahre jünger und ungleich besser akademisch ausgebildet, vermag in ihrer Vorarlberger Studie sozusagen auf den ersten Blick den wirtschaftlichen Umbruch, der die Menschen in ihrem Tun und in ihrer Raum- und Zeitwahrnehmung verändert, zu erkennen und zu thematisieren.<sup>24</sup> Auch

21 Anneler, Hedwig: Lötschen, das ist: Landes- und Volkskunde des Lötschentales, mit Bildern von Karl Anneler. Bern 1917. In ihrem Bemühen, das Atmosphärische adäquat einzufangen, lässt Hedwig Anneler ihre Lötschentalerinnen und Lötschentaler sehr oft direkt oder in fingierten Dialogen zu Worte kommen. Auch ihr poetischer Stil sollte als Versuch gewertet werden, mehr als die blossen Fakten und das unmittelbar Sichtbare zu vermitteln.

22 Andree-Eysn, Marie: Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet. Braunschweig 1907.

23 Bidlingmaier, Maria: Die Bäuerin in zwei Gemeinden Württembergs. Berlin 1918.

24 Varga, Lucie: Ein Tal in Vorarlberg – zwischen Vorgestern und Heute. In: dies: Zeitenwende. Mentalitätshistorische Studien 1936–1939, hg. v. P. Schöttler.

dazu hätte es über Bessans Einiges festzustellen gegeben, wo doch die Männer schon in jenen Jahren jeden Sommer das Tal verlassen, um in Paris als Chauffeure Geld zu verdienen. Frau Goldstern erwähnt dies nur deshalb an einer Stelle, weil sie keine „Nationaltänze“ mehr findet, sondern die modernen, die die Männer aus der Großstadt heimbringen. Nach Konsequenzen für Familienleben, Erziehung, Wohnverhalten zu suchen oder sich „ergologische“ Fragen zu stellen im Hinblick auf Arbeitstechniken und Gerätebestand, die ohne Zweifel alle durch die Saisonwanderung beeinflusst wurden, liegt ausserhalb ihres Forschungsfokus und dessen, was damalige Wiener volkskundliche Interessenskonvention (wenn man es einmal so nennen darf) vorgibt.

### *Schweigen*

Ziel dieser flüchtigen und notwendigerweise sehr verkürzenden Umschau ist nicht, einzelne Leistungen gegeneinander auszuspielen und das lange zu Unrecht vergessene Werk von Eugenie Goldstern über den Vergleich mit denen von anderen und berühmteren Zeitgenossen klein zu machen. Ziel war vielmehr, präziser nach Konstellationen, spezifischen Chancen und Barrieren zu fragen für eine Frau ihrer Herkunft, ihrer materiellen und geistigen Ressourcen. Sie hatte deren viele, sie hatte Begabung, Motivation, Mut, Anspruchslosigkeit und Geduld, und sie hatte ein Revier, das ihr nicht streitig gemacht wurde. Sie hatte in Michael Haberlandt einen Mentor, der sie anzuregen vermochte, allerdings auch nicht weiter förderte, sie vielmehr für seine Zwecke einzusetzen wusste, ohne Verantwortung dabei zu übernehmen. Zwischen den Feldaufenthalten im Alpengebiet und der Promotion, die nach einigen Widrigkeiten und unter nicht leichten Auflagen schließlich in Fribourg bei einem interessierten und wohlwollenden (Kultur-)Geographen 1920 zustande kam, liegt eine für damalige Verhältnisse relativ lange Zeit. Sie war gefüllt mit verschiedenen kleineren Forschungsvorhaben, aber auch beeinträchtigt durch den Krieg und durch gesundheitliche Probleme. Lange Monate verbrachte Eugenie Goldstern offenbar in der Binswangerschen psychiatrischen Privatklinik in Kreuzlingen am schweizerischen Ufer des Bodensees,<sup>25</sup> womit sie das seinerzeit modernste psychotherapeu-

Frankfurt am Main 1991, S. 146–169 (frz. 1936).

25 Ohne dass ich den Brief an Michael Haberlandt, in dem Eugenie Goldstern dies

tische Angebot in Anspruch nahm. Mehr über diese Belastung wissen wir nicht, es ist mutig genug, dass sie, die Zurückhaltende, dies im Brief an Haberlandt überhaupt erwähnt. Den Druck der Dissertation muss die Autorin nicht nur selbst befördern, sondern auch finanzieren. Das Echo ist gering, was wohl nicht zuletzt damit zusammenhängt, dass ihre Fragestellung mittlerweile wissenschaftsgeschichtlich zum „Auslaufmodell“ geworden ist.<sup>26</sup> Von diesem Moment an schweigt die Forscherin. Ob sie enttäuscht war, sich um ihre Hoffnungen betrogen fühlte, ob man sie bewusst ausgeklammert und gar zum Verstummen gebracht hat, bleibt offen. Sie ist in ihrer Generation keineswegs die einzige Frau mit sehr gutem Universitätsabschluss, der es nicht gelingt, in der Männerwelt, die die ihr entsprechenden Berufe verwaltet, Fuss zu fassen. Vielleicht verzichtet sie von sich aus auf die bescheidenen Ausweichmöglichkeiten, die sich allenfalls, mit Glück, geboten hätten: Hilfsarbeiten in Bibliotheken und Archiven, wissenschaftliche Handlangerdienste für Professoren, Vorträge in Bildungsinstitutionen und dem aufkommenden neuen Medium Radio.<sup>27</sup> Vielleicht ist die tapfere und kluge Frau auch der Meinung, mit dem Doktorat ihr Wunschziel erreicht zu haben, so dass sie ohne Bedauern in ihr unauffälliges häusliches Leben zurückkehrt und sich vielleicht caritativen Aufgaben zuwendet. Einmal mehr: nescimus. Wir wissen nur um das Ergebnis und das Ende. Der Zeitgeist resp. Ungeist war gegen sie, und in den verkrüppelten Augen vieler damaliger Menschen, zu denen auch Michael Haberlandt gezählt werden muss, hatte sie ein dreifaches Stigma zu tragen: als Frau, die die Höhe männlicher Intelligenz nie würde erklimmen können, als von (in der Terminologie der Zeit) Gemüts- oder Geisteskrankheit zeitweise Gezeichnete und als Jüdin. Ein Herkommen, das in ihren Arbeiten nicht zum Ausdruck kommt, das sie offenbar nie selbst als Heimat und inneren Reichtum erlebt hat, das ihr aber das Leben kostete.

---

erwähnt, im Original einsehen konnte, halte ich „Binswangen“, für einen Lesefehler, und für die Interpretation Ottenbachers, es handle sich da um den Besuch eines schwäbischen Judendorfes, finde ich keinen Beleg. Ein solcher Ort ist auch bei Jeggel, Utz: Judendörfer in Württemberg, 2. Aufl. Tübingen 1999, nicht verzeichnet.

26 Werner Bellwald spricht von einer *species relicta* (wie Anm. 5).

27 Adèle Stoecklin, die erste Frau, die in Basel Volkskunde studierte und 1908 bei John Meier über ein Volksliedthema promovierte (und mit Lust auf Feldforschung ging), hielt bis in ihr hohes Alter zahlreiche Radiovorträge.